

**Anton Prestele**

**DER EINGEPÖKELTE GOTT**  
**Erfahrungen mit der Kirche**



**WINDSOR VERLAG**

[www.windsor-verlag.com](http://www.windsor-verlag.com)

© 2017 Anton Prestele  
Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved.

Verlag: Windsor Verlag  
ISBN: 978-1-627846-00-4

Umschlaggestaltung: Julia Evseeva  
Titelbild: © A - Fotolia.com  
Layout: Julia Evseeva

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

## Inhaltsverzeichnis

Statt eines Vorworts .....	7
1. Die Sache mit der Wies .....	8
2. Erfahrungen mit der Kirche .....	18
3. Wer war Jesus? .....	31
4. Der Vater im Himmel und der „verlorene Sohn“ .....	44
5. Aspekte der Kirchengeschichte .....	51
6. Die Widersprüche von Tag zu Tag .....	74
7. Der Flug des Adlers oder: Es gibt eine Zeit nach der Kirche .....	93
Dank .....	120
Literaturauswahl .....	121
Autor .....	123

## *Statt eines Vorworts*

Beunruhigt über die Neigung des spirituellen Meisters, jede Glaubensaussage über Gott zunichte zu machen, rief einer seiner Schüler aus: „Mir bleibt nichts mehr, woran ich mich halten kann!“

„Das sagt der flügge gewordene Grünschnabel, wenn er aus seinem Nest gestoßen wird“, gab der Meister zur Antwort.

Später fügte der Meister noch hinzu: „Meinst du, du würdest fliegen, wenn du sicher im Nest deiner Glaubensüberzeugungen sitzt? Das ist kein Fliegen. Das ist nur dein Flügel schlagen.“ [vgl. 28]

# 1. *Die Sache mit der Wies*

Die Wieskirche! Wer ist nicht von ihr begeistert? Meine Frau und ich kennen das inmitten von grünen Wiesen gelegene wunderschöne Gotteshaus von früheren Besuchen. Kleinod des Rokoko wird es genannt. Die größten Künstler und Handwerker der damaligen Zeit waren am Bau beteiligt, wie die aus Wessobrunn stammenden Gebrüder Zimmermann, der Münchner Hofmaler Albrecht und andere.

Die Wies, wie die Wieskirche kurz genannt wird, scheint wie aus einer anderen Welt. Man betritt den Innenraum und wird von Licht umflutet. Filigrane, fast schwerelose Architektur umfängt den Besucher. An den Säulen des Kirchenschiffs, hoch erhoben, die vier abendländischen Kirchenväter Hieronymus, Ambrosius, Gregor der Große, Augustinus. Überlebensgroße Figuren, wie aus weißem Marmor gemeißelt, in neckisch-eitler Positur, dem Lebensgefühl des Rokoko entsprechend. Der Blick hinauf zum Deckenfresko zeigt Jesus Christus thronend auf einem Regenbogen. Der Richterstuhl, auf dem er einst Platz nehmen wird, ist noch leer, das große Tor zum Paradies verschlossen. Noch ist die Zeit nicht ge-

kommen. Mehr noch: *Tempus non erit amplius* steht dort über dem Tor: Zeit wird nicht mehr sein.

Der Blick wandert zu dem mit Fresken geschmückten Altarraum. Ganz vorn ein zweigeschossiger Hochaltar mit den vier Evangelisten Matthäus, Lukas, Markus und Johannes und dem schönen Altarbild von Balthasar August Albrecht. Darunter ein goldverzierter Schrein mit der Figur des gegeißelten Jesus. In all der Fülle geht seine Gestalt fast unter, ist für den Besucher zunächst kaum zu erkennen. Doch nach ihm ist die Wieskirche benannt, sie ist die Wallfahrtskirche „Zum Gegeißelten Heiland“.

So haben meine Frau und ich die Wieskirche in schöner Erinnerung, wir wollen sie wieder aufsuchen. Es ist Pfingsten, Sonntag, der 15. Mai. Pfingsten ist immer noch mein Lieblingsfest unter den großen Kirchenfesten. Der Kommerz kann mit dem Heiligen Geist nichts anfangen, die Wirtschaft konnte sich seiner nicht bemächtigen, wie sie es mit dem verkitschten Weihnachts- und Osterfest getan hat. Wir hatten erfahren, dass der Allgäuer Bauernchor einen der Gottesdienste am Pfingstsonntag gestalten wird. Dieser Chor, der vom Sohn meines Jugendfreundes geleitet wird, interessiert uns, also nichts wie hin! Das Wetter ist unfreundlich, es ist sehr kalt, ein fast eisiger Wind bläst uns ins Gesicht, als wir vom Parkplatz zum Kirchengebäude mit der wohlbekanntem, charakteristischen Form des Mittelschiffs hinübergehen. Wir sind früher gekommen, die Kirche wird erwartungsgemäß sehr voll.

Der Pfarrer kommt mit seinen Ministranten, und nach einer freundlichen Begrüßung beginnt der Gottesdienst. Nach den Präliminarien wird bald das Kyrie eleison angestimmt, das vom Pfarrer und vom Volk im Wechsel gesungen wird. Eine schöne, mir vertraute Melodie. Ich versuche mitzusingen und erlebe unmittelbar etwas Eigenartiges, das mir so noch nie widerfahren ist: Ich fühle mich mit einem Mal, ohne eigenes Zutun, in einer Art Flashback hineingezogen in eine andere Welt, fühle mich zurückversetzt in das zweite oder dritte nachchristliche Jahrhundert, empfinde mich in einer Menschenmenge, die in einem Langhaus dem kaiserlichen Herrscher, dem Kyrios, huldigt, die ihn um sein Erbarmen und sein Wohlwollen bittet. Er muss gnädig gestimmt werden.

Dann bin ich wieder in der Wies präsent, der Gottesdienst schreitet mit seinen rituellen Handlungen zügig voran. In der sogenannten Lesung wird aus der Apostelgeschichte vorgelesen, wie der Geist Gottes im Sturm und mit Feuerzungen über die Menschen hereinbricht, im Evangeliumstext wird erzählt, wie der auferstandene Christus sich seinen vormaligen Gefährten gezeigt, sie angehaucht und gesagt habe: Empfangt den heiligen Geist. Wem ihr die Sünden nachlasst, dem sind sie nachgelassen, wem ihr sie nicht nachlasst, dem sind sie nicht nachgelassen.

Ich stutze, nicht so sehr wegen der unterschiedlichen Versionen zum Pfingstgeschehen, das ist man aus den heiligen Schriften gewohnt, sondern wegen des letzten Satzes: Nachlass der Sünden durch die Jünger Jesu, durch Fischer, Handwerker,

einfache Leute? Nicht dass mich ihre Berufe stören würden, aber sie sollen die Macht haben, Sünden zu vergeben oder die Vergebung zu verweigern? Ein seltsamer Text. Ich überlege, ob Jesus das wirklich so gesagt haben kann. Hätte er, der als Sohn Gottes bezeichnet und verehrt wird, wirklich jemandem die Vergebung verweigert? In einem Willkürakt? Eine gewisse Irritation stellt sich ein bei mir. Doch ehe ich mein Befremden näher analysieren kann, stimmt schon der Männerchor sein nächstes Lied an.

Die Predigt ist distanziert und im Wesentlichen unergiebig, sie stellt die zwei Beschreibungen des Pfingstgeschehens gegenüber. Mehr bleibt nicht im Gedächtnis.

Dann der Höhepunkt des Gottesdienstes, die sogenannte Wandlung, oder kirchenlateinisch ausgedrückt: die Konsekration. Nur ein Priester, ein geweihter Amtsträger, so heißt es, hat auf Grund seiner Weihe die Macht, Brot und Wein in Leib und Blut Jesu Christi zu verwandeln, so, als hätten die Hostien nach der Konsekration nicht nur eine andere Qualität als zuvor, sondern als wären sie in ihrer Substanz verändert. Aber: Warum und wozu braucht man eine Weihe, hat nicht Jesus beim letzten Abendmahl alle aufgefordert: Tut dies zu meinem Gedächtnis? Von einer Konsekration hat er nichts gesagt.

Weitere Gebete und weitere Bitten um Wohlwollen schließen sich an: Schau gnädig auf uns Sünder ... *Supplices te rogamus* hat man in der Zeit vor dem Zweiten Vatikanum gebetet. Der gut geübte Chor trägt sehr gekonnt noch ein Lied vor.



Dann folgt das gemeinsam gesprochene Vaterunser mit anschließender Bitte um den Frieden. Dazu soll jeder der Anwesenden seinen Banknachbarn die Hand geben: „Friede sei mit dir“. Erst jetzt nimmt man voneinander Notiz, schaut sich an, ist nicht mehr ausschließlich zum Altar hin orientiert. Warum nicht schon vorher? Dieser Gruß gehört an den Anfang eines Gottesdienstes!

Es folgt die Kommunion. Der Priester und seine Helfer am Altar nehmen je eine Hostie, essen sie und trinken aus dem Kelch. Dann erst werden weitere Hostien an die Gottesdienstbesucher verteilt. Die gewohnte Reihenfolge: zuerst der Priester, dann seine Assistenten, am Schluss „das Volk der Erlösten“. Warum geht das nicht umgekehrt: Zuerst das Volk, dann die Priester? Oder gar: Dass der Zelebrant sich seine „Kommunion“ ebenso abholt, wie die einzelnen Gläubigen. Ein Willigis kann das und praktiziert das, wenn er in seinem Meditationshaus einer „Feier des Lebens“ vorsteht. Soweit ich sehen kann, wollen hier in der Wies ohnehin nur wenige der Anwesenden die Kommunion empfangen.

Das sich anschließende Lied des Chores hören wir nur noch zum Teil, denn wir verabschieden uns von den Banknachbarn mit einem Kopfnicken und verlassen fast fluchtartig die eiskalte Kirche.

Ich hatte mich, ohne bewusste Entscheidung, noch während der Feier der Liturgie innerlich mehr und mehr von dem Geschehen am Altar entfernt, so wie ich es in meinem Leben längst getan habe. Am Anfang hatte ich mich noch bemüht

mitzubeten, wo es mir innerlich möglich war, bin dann aber immer mehr in die Rolle eines Zuschauers gegliitten, der das Geschehen distanziert beobachtet. Ich habe den Verlauf des Ritus verfolgt, die vielen Gebete registriert, die mir aus früheren Jahren immer noch gut bekannt sind. Und doch ist mir das alles längst mehr als fremd geworden, es befremdet mich.

Während ich in der Kirchenbank stehe und dem sakralen Schauspiel folge, sehe ich plötzlich die Wieskirche, Wallfahrtskirche „Zum Geißelten Heiland“, mit anderen Augen. Der Geißelte ist da, eine schön gestaltete, farbige Figur am Hochaltar. Man hat ihn, den Geißelten, in ein goldenes Kästchen eingesperrt und drum herum das wunderschöne, prunkvoll-überladene, kostbare Gotteshaus erbaut, das sich für den Besucher in den Vordergrund schiebt und das eigentlich Wichtige überdeckt. Spiegelt dies nicht den Zustand der Kirche als Organisation wider? (Soweit nichts anderes angegeben, ist hier und im folgenden mit „Kirche“ die römisch-katholische Kirche gemeint.)

Das Mittagessen bei einem nahegelegenen Wirt ist eher schlecht als recht und passt in gewisser Weise zu dem in der Wies Erlebten. Am Ort einer Touristenattraktion kann man sich das leisten. Ich bedauere, dass wir nicht die paar Kilometer nach Steingaden zu „unserem“ Gasthaus gefahren sind. Dort wurden wir noch nie enttäuscht.

Ein Mahl. Eine Mahlfeier. Was ist nur über die vielen Jahrhunderte hinweg aus dem Mahl geworden, das die ersten Christengemeinden in Palästina miteinander gefeiert haben?

Tut dies zu meinem Gedächtnis, hat Jesus beim Paschamahl gesagt. Und was tun wir heute: Aus einem gemeinsamen Mahl ist eine symbolische Mahlfeier geworden, ein Opfer (das Abendmahl als ein vom Priester in der Nachahmung Christi dargebrachtes Opfer [12]), ein streng geregelter „Gottesdienst“, dem ein geweihter Amtsträger vorstehen muss, eine Aufeinanderfolge von rituellen Handlungen, Gesten und Worten, deren Sinn sich dem Unkundigen kaum oder nicht erschließt. Das alles wirkt wie ein Ritual zur Besänftigung des Gottes oder wie eine Proklamation der Ergebenheit vor dem Herrn und Herrscher, zu der man Besucher, Gottesdienstbesucher halt, erwartet. Wird Gott damit ein Dienst erwiesen? Oder will man auf Gott Einfluss nehmen, ihn gnädig stimmen, ist es also verkappte Magie? Kann man nicht in der Familie oder zusammen mit Freunden, etwa beim Sonntagsmahl, der Person Jesu gedenken, indem man nach seinem Beispiel die Geste des Brotbrechens vollzieht? Man könnte dazu sprechen: „Dieses Stück Brot ist Zeichen für die Anwesenheit Jesu Christi.“ Jesus ist nicht nur in der Kirche anwesend, sondern, wie er selbst gesagt hat, überall da, wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind. Von Amtsträgern oder Priestern hat er nicht gesprochen.

„In der ganzen apostolischen Zeit gab es im Christentum keine Priester, kein Opfer, keine Kirche und keinen Altar.“ [12, S. 313] Hans Küng: „Das gemeinschaftliche Abendmahl [...] wird kaum noch als solches vollzogen ... Es wird ersetzt durch die ‚typisch katholische Messe‘, bei der die Aktivität

des Volkes sich ganz auf das Zuschauen, auf das Sehen des sakralen Schauspiels des Klerus beschränkt [...]“ [22]

Theologen haben gelehrt, in der Messfeier werde der Kreuzestod Jesu Christi „gegenwärtig gesetzt“. Doch kann ich mich manchmal kaum des Eindrucks erwehren, als sei der Gottesdienst unter der Hand zu einer Art Folklore geworden. Etwa wenn bei einem Jubiläum des Schützenvereins oder bei einer Fahnenweihe ein Gottesdienst vorgeschaltet oder wenn ein kirchlicher Würdenträger in den Ruhestand verabschiedet wird. Auch die sogenannten Bergmessen mögen nicht weit davon entfernt sein.

Immer wieder einmal wird von einer Änderung oder Erneuerung der Liturgie gesprochen. Auch der oberste Glaubenshüter der Kurie, Kardinal Müller, hat sich dazu geäußert: „Die Liturgieerneuerung kreist um die Umsetzung einer *participatio actiosa*, der lebendigen und sichtbaren Anteilhabe aller an den heiligen Geheimnissen.“ [16] Da schau einer an! Das mag verstehen, wer will.

Die Zahl der Gottesdienstbesucher (sic!) ist in den letzten Jahren trotz aller Erneuerungsbemühungen sehr stark zurückgegangen, wird geklagt. Wen wundert's?

Alles in allem bereue ich die Fahrt zur Wieskirche nicht. Denn mir sind unversehens die Augen aufgegangen, meine Kritik und meine vielen, manchmal noch diffusen Vorbehalte haben sich auskristallisiert und mit einem Mal ihre klare Gestalt gefunden.

Kurze Zeit später entschließen wir uns zu einer Geburtstagsfahrt ins Schwangauer Land. Weil es sich anbietet, machen wir einen kurzen Abstecher zur Wies, wir wollen die Atmosphäre des Kirchenraumes nochmals in aller Ruhe auf uns wirken lassen. Wir parken ein Stück außerhalb und gehen über einen Pfad durch die blühenden Wiesen auf das Gotteshaus zu. Die Sonne scheint, die Vögel singen.

Der eigentliche Zugang zur Kirche ist versperrt, Arbeiter mit Presslufthammer erneuern ein paar Treppenstufen und verursachen einen „Höllenslärm“, der meine Frau und mich nicht zum Betreten einlädt. Wir lassen uns aber nicht abweisen, sondern wählen einen anderen Eingang. Das Hämmern des Presslufthammers verfolgt uns bis in die Kirche hinein und vermischt sich dort mit der lauten Stimme eines Führers, die aus der schlecht eingestellten Lautsprecheranlage ertönt. Viele Schaulustige stehen herum. Nein, hier ist kein Bleiben. Die Wies ist nicht zur Besinnung, nicht zum Beten geeignet. Die Überfülle an Kunstwerken und die vielen Touristen lenken eher ab, als dass sie Sammlung ermöglichen würden. Der Raum ist angefüllt mit Gedankenmüll.

Mir fällt das Wort eines Theologen ein, der einmal sagte: Das Schauen soll nicht wegführen vom Geheimnis, das wir feiern.

Was bliebe von der Wieskirche, wenn die vielen Verzierungen, das kunstvoll Übersteigerte, wenn der schöne Schein weggenommen würde? Wenn die Kirchenväter nicht mehr anmutig an den Säulen klebten, sondern herunterfielen auf den harten Boden und dort zerbersteten? Wenn auch keine

Säulen mehr wären, sondern nur noch klägliche Reste eines ehemals prunkvollen Baldachins? Wenn Fenster und Türen, aus den Angeln gerissen, weit offen stünden und heilige Stoffetzen im heftigen Sturmwind flatterten ...? Was bliebe?

Wir wollen uns nicht länger aufhalten und gehen zurück zum Auto. Mit einem Mal stehen wir vor einer Tafel, die zu dem hier vorbeiführenden „Meditationsweg Ammergauer Alpen“ gehört. Wir hatten sie beim Ankommen nicht bemerkt. Der Text greift den Spruch auf, der im Deckenfresko der Wieskirche über dem verschlossenen Tor steht: „Zeit wird nicht mehr sein“ und gibt dazu folgende Erklärung:

„Zeit wird nicht mehr sein‘ soll [...] sagen: Das Ziel des Menschen ist der Augenblick, an dem es keine Vergangenheit, keine Zukunft und vielleicht auch keine Gegenwart mehr geben wird. Es geht also nur noch um diesen Moment, um das Jetzt. Und es will uns weiter sagen: Wir befinden uns heute schon in der Ewigkeit, im himmlischen Jerusalem, im Himmel auf Erden. Hier und jetzt. [...] Wem es gelingt, im Augenblick zu sein, dem gehört das Paradies. [...]“

Mit diesen schönen Gedanken, wie wir sie ähnlich von Eckhart Tolle und Willigis Jäger kennen, verlassen wir den Ort der Wies.